

Christian Nürnberger
Stephan Kaußen

NELSON MANDELA



GABRIEL



NELSON MANDELA

Ein Kampf für das Recht auf Leben

Mit der Freiheit verhält es sich ähnlich wie mit dem Humor. Jeder behauptet, er habe ihn, nur wenige haben ihn wirklich. Jeder behauptet, er sei für Freiheit, sogar die Unterdrücker behaupten es. Aber nur wenige sind wirklich frei. Und nur wenige haben ein so großes Verlangen nach Freiheit, dass sie dafür unter Einsatz ihres Lebens kämpfen, ihre Gesundheit gefährden, gefürchteten Autoritäten widersprechen, Zivilcourage zeigen oder Nachteile – bei der Karriere, der Versorgung mit Gütern, dem Zugang zur Bildung – in Kauf nehmen.

Freiheit hat etwas mit Würde zu tun, mit Charakter, mit aufrechtem Gang. Wer schon von Kindheit an zur gebeugten Haltung erzogen wurde, zum Gehorsam, Duckmäusertum und zur Angst vor jeglicher Macht und Autorität, wem von Kindheit an von Eltern, Lehrern, Funktionären, Geistlichen und den Medien eingebläut, ja eingepregelt wurde, die Teilung der Menschen in Herren und Knechte sei gut, vernünftig, gottgewollt und unveränderlich, der wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit in sein Schicksal fügen und sein Leben als Knecht führen und beenden. Warum sollte er aufbegehren? Was sollte einer, der die Freiheit nie gelernt und nie geschmeckt hat, mit der Freiheit anfangen?

Und doch gibt es unter hundert Knechten, manchmal auch nur unter tausend oder zehntausend, zuverlässig den einen, der irgendwann anfängt zu fragen, ob die Herr-Knecht-Ordnung so

natürlich oder gar gottgewollt sei, wie sie sich darstellt. Zuerst fragt er sich das meist nur im Geheimen, in seinen Gedanken, dann spricht er die Frage im Kreis von Freunden oder der Familie aus und macht die Erfahrung: Er ist mit seinen Gedanken nicht allein. Andere zweifeln ebenfalls. Meistens bleibt es dabei.

Manchmal aber entwickelt sich daraus Rebellion. Und manchmal entsteht daraus eine Revolution, welche die alte Ordnung umstürzt und eine neue, gerechtere Ordnung etabliert. Dann erklimmt die Gesellschaft, in der das passiert, eine höhere Stufe der Zivilisation.

Wann aber und unter welchen Bedingungen kommt es dazu, dass aus freien Gedanken freie Worte und daraus Taten werden, die in gemeinsame und organisierte Handlungen münden? Und die dann den Umsturz herbeiführen? Das herauszufinden wäre ein interessantes Forschungsprojekt, denn es gibt darauf noch keine allgemeingültige Antwort. Vielleicht wird es sie auch nie geben, denn die Entfaltung freier Gedanken in einem geknechteten Hirn ist etwas sehr Individuelles, wahrscheinlich oft von äußeren Zufällen Gesteuertes, sodass ein Freiheitskämpfer rückblickend beispielsweise sagt:

»Ich kann nicht genau angeben, wann ich politisiert wurde, wann ich wusste, dass ich mein Leben völlig dem Freiheitskampf verschreiben würde (...) Ich hatte keine Erleuchtung, keine einzigartige Offenbarung, keinen Augenblick der Wahrheit; es war eine ständige Anhäufung von tausend verschiedenen Dingen, tausend Kränkungen, tausend unerinnerten Momenten, die Wut in mir erzeugten, rebellische Haltung, das Verlangen, das System zu bekämpfen, das mein Volk einkerkerte. Da war kein bestimmter Tag, an dem ich mir sagte, von nun an will ich mich der Befreiung meines Volkes widmen, sondern statt dessen tat ich es einfach, weil ich nicht anders konnte.«

Der Mann, der das sagte, war einer der größten Freiheitskämp-

fer der Welt, ein Popstar, ein Mythos schon zu Lebzeiten, beliebt, verehrt und berühmt wie sonst vielleicht nur noch der Papst und der Dalai Lama: Nelson Mandela, der Befreier Südafrikas. Siebenundzwanzig Jahre hat er in Gefängnissen verbracht. Siebenundzwanzig Jahre hat er dort seinen Traum von der Befreiung der Schwarzen von weißer Vorherrschaft geträumt. Siebenundzwanzig Jahre hat er vom Gefängnis aus, scheinbar untätig, wesentlich zur Befreiung Südafrikas beigetragen. Und dann ist sein Traum in Erfüllung gegangen.

Wann er ihn zum ersten Mal geträumt hat? Eben das konnte er später nicht mehr sagen. Und doch lässt sich aus seiner Biografie ein Ereignis benennen, in dem erstmals aufscheint, dass Nelson Mandela ein Mensch war, dessen Drang nach Freiheit, Würde und Selbstbestimmung größer war als seine Bereitschaft, sich mit der Wirklichkeit, wie sie nun mal war, abzufinden.

Es ist ein Ereignis, ein Schicksal, das vor ihm schon Millionen, ja Milliarden anderen jungen Männern und Frauen widerfahren ist und heute noch immer widerfährt, ein Schicksal, dem die meisten sich gefügt haben und immer noch fügen. Für die wenigen, die dagegen rebellierten und rebellieren, war, ist und kann es oft der Ausgangspunkt einer Lebenswende mit weitreichenden Folgen sein: An einem Morgen des Jahres 1940 – Nelson Mandela ist 22 Jahre alt und studiert in einem Missions-College in Fort-Hare in der östlichen Kapprovinz – wird er zu seinem Vormund gerufen. Der hatte gemäß der in seinem Volk herrschenden Tradition eine Braut für ihn ausgesucht.

Mandela hatte im Alter von neun Jahren seinen Vater verloren. Seine Mutter konnte nicht mehr angemessen für ihn sorgen, daher gab sie ihn zu Jongintaba, dem Regenten der Xhosa, der zur Annahme der Vormundschaft politisch verpflichtet war.

Im Haus des Regenten wächst er mit dessen leiblichem Sohn Justice heran. Es geht ihm gut dort, beide Söhne werden gleich

behandelt und es entwickelt sich ein brüderliches Verhältnis unter ihnen. Gemeinsam studieren sie in Fort-Hare und gemeinsam trifft sie nun das für sie bestimmte Schicksal: die Zwangsverheiratung. Der Brautpreis war schon bezahlt, die Sache festgezurr und nicht mehr rückgängig zu machen.

Und da passiert es. Sie riskieren um ihrer Freiheit willen den Bruch mit ihrer Tradition, ihrer Familie, ihrer Herkunft und mit all den Menschen, die ihnen lieb und teuer sind. Sie verlassen den für sie vorgezeichneten Weg, brechen aus, hauen ab, denken nicht lange darüber nach. Sie verhandeln auch nicht mit dem Regenten, weil sie wissen, dass es zwecklos ist. Es ist ihnen klar, dass dieser Bruch mit der Tradition auch den Bruch mit dem Regenten bedeutet und damit verbunden auch dessen Einstellung der Zahlungen, den Verlust aller Sicherheit. Jetzt müssen sie selber für sich sorgen. Das nehmen sie in Kauf. Das ist der Preis für ihre Selbstbestimmung. Kein geringer Preis, denn es wird nicht einfach für die beiden.

Sie wollen nach Johannesburg. Heimlich verkaufen sie zwei Ochsen des Regenten, um zu Geld zu kommen. Dann müssen sie sich noch einige Lügen und Tricks einfallen lassen, denn ein schwarzer Afrikaner darf seinen Bezirk nicht ohne Genehmigung des Arbeitgebers oder des Vormunds verlassen. In Johannesburg suchen sie voller Optimismus ihre Zukunft. Dort wollen sie ihr Glück machen.

Zunächst scheint das ganz leicht zu gehen. In den Crown Mines, der größten Goldmine der Welt, suchen sie sich einen Job. Dort arbeitet Piliso, ein Bekannter von ihnen, als Aufseher. Von ihrer Flucht vor der Zwangsheirat erzählen sie ihm nichts. Stattdessen tischen sie ihm Lügengeschichten auf, die er ihnen glaubt. Er verschafft Justice einen guten, sauberen Bürojob, und Nelson wird Minenpolizist, was ihm gut gefällt. Mit Stiefeln und Helm, Trillerpfeife und Schlagstock ausgerüstet, steht er gut gelaunt vor

dem Eingang zum Minengelände und kontrolliert die Ausweise all jener, die kommen oder gehen. Neben ihm ein Schild: Achtung! Hier Zutritt für Eingeborene!

Piliso lädt die jungen Männer freundlich ein, bei ihm zu wohnen. Dadurch bleibt es ihnen erspart, mit ein paar Hundert anderen in einer der deprimierenden Baracken für Wanderarbeiter zu schlafen. Sie verdienen nicht viel, aber haben nun doch mehr Geld als jemals zuvor. Und es ist eigenes, selbst verdientes Geld. Sie kommen sich großartig vor. Den Regenten haben sie schon vergessen.

Aber er nicht sie. Er hat herausgefunden, wo sie stecken, und an Piliso telegraphiert: »Die Jungen sofort nach Hause schicken!« Wutschnaubend hält Piliso ihnen das Telegramm unter die Nase. Sie haben ihn belogen, seine Gastlichkeit und sein Vertrauen missbraucht. Er schmeißt sie raus.

Nun erst wird es schwierig mit der Freiheit. Was tun ohne Job und ohne Geld? Worauf man sich in Afrika immer verlassen kann, ist die Verwandtschaft, der Clan, der Stamm. Der hält zusammen. Nelson treibt einen Vetter auf, Garlick Mbekeni. Bei dem kann er erst mal wohnen. Mbekeni verschafft ihm auch einen Job bei einem Immobilienhändler, dem Nelson erzählt, er wolle sein unterbrochenes Jurastudium fortsetzen und Rechtsanwalt werden. Der Immobilienhändler hilft ihm und verschafft ihm ein Praktikum bei Witkin, Sidelsky und Eidelmann, einer jüdischen Anwaltskanzlei.

Wieder hat Nelson Glück, denn dass eine weiße Kanzlei einen Schwarzen im Büro beschäftigt, ist in Südafrika eine große Ausnahme. Und Nelson wird gut behandelt in dieser Kanzlei. Er verdient zwar nur zwei Pfund im Monat, aber er muss froh sein, dass er davon kein Lehrgeld zahlen muss, das man ihm eigentlich abverlangen könnte. Und einer der Anwälte, Sidelsky, nimmt sich viel Zeit, um Mandela alle Aufgaben genau zu erklären, leiht ihm

Stephan Kaußen

MANDELAS SÜDAFRIKA – GESTERN UND HEUTE

Wenn ein Land eine Ikone hervorbringt, die mindestens auf einer Stufe mit Legenden wie Mahatma Gandhi oder dem Dalai Lama steht, ist es dann nicht die Pflicht dieses Landes, seiner Gesellschaft und Politik, dessen Erbe hochzuhalten? Aber nicht nur in würdigendem Respekt oder beinahe ehrwürdigem Abstand, nein auch im Alltäglichen? Im ständigen Zusammenleben und Bemühen um Besserung?

In Südafrika bestand alle Hoffnung, aus der Überwindung der Apartheid und mit dem gelebten »Role Model«, dem Vorbild eines Nelson Mandela, eine dauerhafte Veränderung hinzubekommen. Eine echte »Transformation«, wie es Politikwissenschaftler und Historiker nennen würden. Aus der Rebellion konnte die Freiheit erwachsen, aus der Freiheit die Demokratie. Doch was ist dann daraus geworden? Wie sehr hat sich Südafrika grundlegend verändert? Wie darf und muss man die Lage heute einschätzen? Auch übrigens im Vergleich zu anderen Staaten, die ähnliche Prozesse durchlaufen haben?

Das sind die Leitgedanken und Fragen der nun folgenden Überlegungen. Ist aus der »Transition«, also dem Übergang einer autoritären Ordnung in eine eher offene, freie, gleiche und demokratische Staatsform auch eine tief greifende, nachwirkende Transformation, also ein echter Wandel geworden?

Wenn diese Fragen mit eher skeptischem Unterton gestellt

werden, dann lässt das erahnen, dass die Antwort darauf kein klares Ja sein kann. Eher wohl ein »Na ja«. Doch, vergessen wir nicht: Noch ist der Übergangsprozess Südafrikas im Gange! Und eines hat Südafrika ganz sicher gewonnen: Ein hohes Maß an Stabilität. Das ist ein Wert an sich, gerade im internationalen Vergleich!

Eine Einordnung des Bisherigen sowie eine Annäherung an die Realitäten im »Neuen Südafrika« soll nun hier versucht werden. Zu Ehren der Jahrhundert-Gestalt Nelson Mandela!

Eine Welt in einem Land

Südafrika ist ein sehr komplexes Land. Eine höchst komplexe Gesellschaft. Und der offizielle Slogan »Eine Welt in einem Land«, mit dem es touristisch für sich wirbt, hat auch sozialpolitisch seine Berechtigung.

Südafrika ist ein sehr heterogenes Land. Das war es in den zurückliegenden gut 350 Jahren seit der ersten weißen Besiedlung immer – und ist es bis heute. Südafrika ist das Land am »Kap der Guten Hoffnung«, wo sich Hoffnungen erfüllten. Und wo sich die erhofften und erreichten Realitäten mit Enttäuschungen und Ernüchterungen wohl in etwa die Waage halten.

Südafrika war und ist ein Land von Schwarz und Weiß. Und von vielen Grautönen, mit unendlichen Schattierungen. Es ist bunt und gleichzeitig auch matt. Es ist strahlend hell und gleichzeitig dunkel. Es ist lachend und gleichzeitig weinend.

Eines ist Südafrika aber praktisch nie: Emotionslos. Es ist immer streitbar. Es ist immer aufgewühlt. Aufgewühlt wie der Atlantik und der Indische Ozean, die es wie ein V eines nicht-gleichschenkligen Dreiecks umschließen. Es ist immer auch im Kampf mit sich selbst. Es ist so heterogen, wie eine Gesellschaft nur sein kann. Es ist jeden Tag, ja jede Stunde und jedes Jahr

aufs Neue auf der Suche nach sich selbst. Nach dem neuen Südafrika.

Das merkt man sofort beim Erstkontakt mit dieser Gesellschaft. Besonders als Europäer. Und Südafrika ist deshalb nicht zuletzt auch hoch spannend. Vielleicht nähert man sich dem Land deshalb am besten mit einer eher banalen Frage: Ist das berühmte Wasserglas nun halb voll oder halb leer am Kap der Guten Hoffnung? Überwiegen die positiven oder negativen Dinge? Was wurde erreicht – seit, mit, durch und nach Nelson Mandela? Was aber eben auch nicht?

Nun ist es, wie gesagt, noch zu früh und ohnehin eher unmöglich, diese Fragen allumfassend zu beantworten. Eher tendenziell könnte es aber gelingen. Ja, Südafrika hat es zu einer »echten Demokratie« geschafft! Mit umfassenden Bürgerrechten, die vor 30 Jahren noch beinahe undenkbar schienen. Mandela sei Dank!

Das erste und oberste Recht in einer Demokratie ist das Wahlrecht. »One man one vote«, wie es in ehemals britischen Kolonien bis heute heißt. Und was zum Glück natürlich auch »one woman one vote« einschließt. Diese kurze Aussage umfasst aber nicht weniger als eine grundsätzlich positive Gesamteinschätzung: Südafrika ist zu einem »normalen« Staat geworden. Seit 1994, als Mandela und sein African National Congress (ANC) die Macht übernahmen. Nelson Mandela wurde zum ersten von allen Südafrikanern frei gewählten Präsidenten, was welthistorisch nicht weniger als eine Sensation war. In einem Land, das länger als jedes andere systematisch an der Trennung nach Rassen festhielt, konnte ein ehemals strikt Benachteiligter Präsident werden. Respekt!

Das Wunder der friedlichen Revolution

Nun gibt es viele Länder und Regionen der Erde, in denen ein ehemaliger »Staatsfeind« die Macht übernahm. Zumeist aber erst nach einer »echten« Revolution. Nach Bürgerkrieg und klarer Aufteilung in Sieger und Besiegte. Und genau das ist in Südafrika anders. Pro forma gibt es nur Sieger, so kurios das klingen mag. Denn weder die zuvor allein herrschenden Weißen mussten ihre Rechte und ihren Besitz abgeben noch sind den bis 1994 formell so benachteiligten Schwarzen und Farbigen Einschränkungen auferlegt. Aus einem »closed shop« wurde eine »open society«.

Der Prozess freier Wahlen steht jetzt allen Bürgern offen. Zudem gibt es den Rechtsstaat und damit die Gleichheit vor dem Gesetz. Das ist nicht weniger als revolutionär. Immer noch. Auch wenn die Südafrikaner sich mittlerweile an diese vermeintliche »Selbstverständlichkeit« gewöhnt haben, gilt es diese Revolution zu betonen. Sie war sogar eine friedliche Revolution!

Trotz des über Jahrzehnte köchelnden inneren Unfriedens hat es in Südafrika nie einen offenen Bürgerkrieg gegeben. Keine bewaffneten Kampfhandlungen in größerem Ausmaß. Wohl aber eine »Verhandelte Revolution«.

Gründe und Anlässe für einen offenen Bürgerkrieg hätte es praktisch jederzeit genug gegeben. Und ja, es gäbe sie wohl auch heute immer noch. Zu ungleich sind die Wohltaten und Wohlhabenden verteilt, als dass man von »echter Gleichheit« sprechen könnte. Sozialpolitisch. Sozioökonomisch. Kaum ein Land der Welt war und ist so ungleich wie Südafrika!

Und doch gibt es dieses Mindestmaß an Gleichheit oder Gleichberechtigung. Vor dem Gesetz. Und diese wurde herausverhandelt, nicht erkämpft. Warum? Weil eben dieser Nelson Mandela, diese Lichtgestalt, es so eingefordert und vorgelebt hat!

Nelson Mandela ist ein Phänomen. Ein welthistorisch einma-